

DIE Ramsey Campbell
OFFENBARUNGEN
DES GLAAKI

Aus dem Amerikanischen von Alexander Amberg

FESTA

Die Originalausgabe *Cold Print* erschien 1993
im Verlag Headline, England.
Dies ist eine Auswahl, Teil 2 erscheint unter
dem Titel *Der Wahnsinn aus der Gruft*.
Copyright © 1985,1993 by Ramsey Campbell

1. Auflage Juni 2014
Copyright © dieser Ausgabe 2014 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Joannis Stefanidis und Alexander Rösch
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-276-4
eBook 978-3-86552-277-1

INHALT

LOVECRAFT: EINE EINFÜHRUNG

Seite 9

DIE KAMMER IM SCHLOSS

Seite 19

DAS GRAUEN VON DER BRÜCKE

Seite 45

DER DIE SCHLEIER ZERREISST

Seite 81

DIE INSEKTEN AUS SHAGGAI

Seite 97

DER BEWOHNER DES SEES

Seite 133

DIE MINE AUF YUGGOTH

Seite 183

DAS DUNKEL NAHT

Seite 202

DAS LIED DES STRANDES

Seite 220

EIN UNHEIMLICHER DRANG

Seite 268

LOVECRAFT: EINE EINFÜHRUNG

Howard Phillips Lovecraft wurde 1890 in Providence, Rhode Island, geboren und starb dort 1937. Abgesehen von einer Ehe, die nur von kurzer Dauer war und ihn nach New York führte, lebte er stets in Providence.

In gewisser Weise war er ein einsamer Mensch, überzeugt davon, dass sein Äußeres abstoßend sei. Aber er führte eine rege Korrespondenz mit zahllosen Freunden, viele davon selbst Autoren unheimlicher Literatur, darunter August Derleth, Donald Wandrei, Robert Bloch, Clark Ashton Smith, Frank Belknap Long und Fritz Leiber. Bei jüngeren Brieffreunden pflegte er mit »Großvater« zu unterzeichnen, und Bloch und Derleth profitierten bereits als Teenager von seiner Kritik, als sie gerade anfangen, ihre Geschichten an *Weird Tales* zu verkaufen, das Pulp-Magazin, in dem auch der größte Teil von Lovecrafts Arbeiten in diesem Genre erschien.

Mit seinem eigenen Werk ging Lovecraft wesentlich strenger um. Während seiner letzten Lebensjahre glaubte er, dass fast alle seine Geschichten Fehlschläge seien, nicht wert, in Buchform bewahrt zu werden. Seither jedoch erwies er sich bis zum heutigen Tag als der einflussreichste Horrorschriftsteller des 20. Jahrhunderts. Wahrscheinlich auch als der umstrittenste, darum bekenne ich am besten gleich von Anfang an: Ich halte Lovecraft für einen der wichtigsten Schriftsteller dieses Genres.

Am bekanntesten wurde er als Erfinder des sogenannten Cthulhu-Mythos, was an sich schon ausreicht, so manchen seiner Gegner gegen ihn aufzubringen. Lovecraft selbst benutzte niemals diese Bezeichnung – in der für ihn typischen Selbstironie tat er das Ganze als »Yog-Sothotherei« ab. Außerdem ist es ziemlich

unwahrscheinlich, dass er tatsächlich jene Äußerung von sich gab, die am häufigsten zitiert wird: »All meine Geschichten basieren, auch wenn kein direkter Zusammenhang zwischen ihnen besteht, auf der grundlegenden Überlieferung oder Legende, dass diese Welt einst von einer anderen Rasse bewohnt wurde, die, indem sie Schwarze Magie ausübte, ihre Macht einbüßte und vertrieben wurde, aber noch heute irgendwo dort draußen existiert, in steter Bereitschaft, diese Welt erneut in Besitz zu nehmen.«

Zunächst einmal fußen viele seiner Geschichten gewiss nicht auf diesem Gedanken, und selbst diejenigen, die zum Lovecraft-Mythos zählen (diesen Ausdruck ziehe ich, wozu auch immer es gut sein mag, vor), entsprechen nicht diesem im Wesentlichen christlichen Konzept von Gut und Böse. Ja, 1935 schrieb er: »*Nichts* ist wirklich typisch für meine Arbeit ... Ich bin einfach auf der Suche nach besseren Möglichkeiten, gewisse starke Impressionen (darunter die Elemente *Zeit, das Unbekannte, Ursache und Wirkung, Angst, landschaftliche und architektonische Schönheit* und weitere scheinbar bunt zusammengewürfelte Elemente) herauszukristallisieren und einzufangen, die beharrlich danach schreien, dass man ihnen Ausdruck verleiht.« In demselben Brief riet er seinem Briefpartner, »bekannte Mythen wie Vampirismus, Reinkarnation usw. zu meiden«, und lobt Schriftsteller, die er persönlich dafür bewundert, dass sie »gewissermaßen einen eigenen charakteristischen Schauer« erschaffen. All dies hilft zu erklären, wie der Lovecraftsche Mythos entstand – als Station bei Lovecrafts Versuchen, eine perfekte Form für das, was sein Denken beschäftigte, und für die unheimliche Geschichte an sich zu erschaffen.

Natürlich werden viele Autoren von der Unzufriedenheit mit ihrem Werk angetrieben und von der Hoffnung, es beim nächsten Mal besser zu machen. Für Lovecraft gilt: Als seine letzte Krankheit seiner erzählenden Prosa ein Ende setzte, hatte er so gut wie

alle Arten unheimlicher Geschichten geschrieben. Einige verfasste er bereits als Jugendlicher, doch das Werk, für das er bekannt ist, nahm 1917 mit ›Das Grab‹ seinen Anfang, einer Schauergeschichte über »einen Träumer und Visionär«, der derart besessen ist von der Vergangenheit und vom Tod, dass er in der Gruft seiner Vorfahren Gefährten findet.

Mindestens zehn von Lovecrafts Storys sind vergleichsweise empfindsame Fantasien, oftmals auf seinen Träumen basierend. Zehn Jahre später schrieb er, inmitten seiner berühmtesten Horrorgeschichten, einen Roman in dieser Art: *Die Traumfahrt zum unbekanntem Kadath*.

Der Horror unverkennbar Lovecraftscher Machart begann ebenfalls 1917 mit ›Dagon‹, worin der Erzähler auf einer Insel strandet, die sich nach einem Seebeben aus den Fluten erhoben hat, und einen riesenhaften Überlebenden der Rasse erblickt, die dort einen Monolithen errichtete – krötenhaft, fischartig und doch »auf grässliche Art menschenähnlich«.

Dies ist genau die Art von Text, die Lovecrafts Kritiker anführen, um seine angeblichen Unzulänglichkeiten als Schriftsteller zu demonstrieren, insbesondere seinen Hang dazu, lieber anzudeuten als darzustellen. (1923 schrieb er an Frank Belknap Long: »Ein Beinhaus oder ein Dämonenkonklave, das ich sehen kann, jagt mir nicht so viel Angst ein wie der *Verdacht*, dass unter einem uralten Schloss ein Beinhaus existieren könnte oder dass ein ganz bestimmter, steinalter Mann vor 50 Jahren an einem dämonischen Konklave teilnahm. Ich liebe das Ätherische, Ferne, Schattenhafte, von dem man nicht weiß, ob es überhaupt existiert ...«) Dazu sei angemerkt, dass ›Dagon‹ zwar eine frühe Geschichte von eher geringerer Bedeutung ist, jedoch als erster Entwurf von größtem Interesse sowohl für ›Cthulhus Ruf‹ als auch für ›Der Schatten über Insmouth‹. Offensichtlich bedeuteten ihm die Visionen, auf die er in ›Dagon‹ anspielte, sehr viel.

1921 schrieb er ›Stadt ohne Namen‹ und sprach zum ersten Mal vom *Necronomicon*, dem bekanntesten aller verbotenen Bücher. Der Titel, den er später mit »Ein Abbild des Gesetzes der Toten« übersetzte, fiel ihm in einem Traum ein. Abdul Alhazred, der Name des Verfassers, wurde Lovecraft, als er fünf Jahre alt war und die Geschichten aus *1001 Nacht* nachspielte, als passender arabischer Name für ihn selber vorgeschlagen. Das Buch war das erste größere Sinnbild, das Lovecraft sich als Symbol für Schrecknisse und Wunder ausdachte, die das Begriffsvermögen des menschlichen Geistes übersteigen. Auf einer Ebene geht es einzig und allein darum, beim Leser ein Gefühl atemlosen Mitfiebers und »ängstlicher Spannung« zu erwecken, und schon bald verwendete Lovecraft einen beträchtlichen Teil seiner kreativen Energie darauf, komplette Geschichten allein zu diesem Zweck zu entwickeln.

Die Ergebnisse dieser Anstrengungen sind beneidenswert vielfältig: ›Der Außenseiter‹, eine Metapher dafür, wie Lovecraft sich selbst sah; die traumhafte Vision ›Die Musik des Erich Zann‹, die einzige Geschichte Lovecrafts, die Robert Aickman gefiel; das unterirdische Grauen von ›Die Ratten im Gemäuer‹, Lovecrafts vielleicht größte Leistung auf dem Gebiet dessen, was er »Furcht vor dem Abscheulichen« nannte; das Gefühl unerbittlichen Verhängnisses in ›Das gemiedene Haus‹ ... Mitte 1926 schließlich schrieb er ›Der Ruf des Cthulhu‹. Damit veränderte er die Horrorliteratur für immer.

»Der Ruf des Cthulhu« vermischt Science Fiction und einen erfundenen Okkultismus, um ein Gefühl von Furcht und Schrecken und insbesondere von der unfassbaren Größe des unbekanntem Universums zu erwecken. Die Geschichte ist eine vollkommen eigenständige Leistung und doch wurzelt sie im Werk von Schriftstellern, die Lovecraft bewunderte, insbesondere in den Anspielungen auf fremde Dimensionen in Blackwoods ›Die Weiden‹

(Lovecrafts Lieblings-Schauergeschichte) und dem komplizierten, suggestiven Aufbau von Machens ›Der Große Pan‹. Überdies bedeutete ›Der Ruf des Cthulhu‹ einen weiteren Neuanfang für Lovecraft, über den viele seiner Nachahmer leider nicht hinausgelangen.

Im Jahr darauf schrieb er ›Die Farbe aus dem All‹, eine Geschichte, die er später stets als seine beste Arbeit betrachtete. Ganz am Anfang in ›Der Ruf des Cthulhu‹ heißt es: »Wir leben auf einer beschaulichen Insel der Ahnungslosigkeit inmitten schwarzer, unendlicher Meere«, und ›Die Farbe aus dem All‹ führt dieses Thema weiter aus. »Es war bloß eine Farbe aus dem All«, aber es ist Lovecrafts klarstes Symbol, der stärkste Ausdruck seines Gefühls, dass das Universum mitsamt allem, was da draußen im Dunkel von Raum und Zeit leben mag, der Menschheit gegenüber völlig gleichgültig ist. Doch die Angst, die beim Lesen der Geschichte entsteht, ist lediglich eine Etappe auf dem Weg zu dem ungeheuren Ende. Ich persönlich halte ›Die Farbe aus dem All‹ für Lovecrafts Meisterwerk, als eigenständige Geschichte ist sie die beste Einführung in sein Gesamtwerk.

Doch er experimentierte weiter. Unter seinen weiteren Erzählungen dieser Periode sind ›Pickmans Modell‹, eine Geschichte, die sich liest, als wolle sie dem beißenden Humor eines Ambrose Bierce Tribut zollen, und ›Der Fall Charles Dexter Ward‹, die schaurigste seiner Erzählungen, in der der übernatürliche Schrecken großartig, beinahe über die Länge eines Romans, aufgebaut wird. (Von zwei weiteren Romanen, die er zu schreiben plante, ›Der Club der Sieben Träumer‹ und ›Das Haus des Wurmes‹, existieren lediglich die Titel; aber bei Lovecraft genügt eben mitunter schon der Titel, um die Vorstellungskraft zu wecken.) Darüber hinaus redigierte er Storys für Kunden, und zwar so ausführlich, dass die meisten davon (zum Beispiel die unter dem Namen Zealia Brown Bishop erschienenen ›Der Fluch

des Yig«, »Der Hügel« und »Das Haar der Medusa«) praktisch zur Gänze sein Werk sind, im Gegensatz zu den Geschichten, die als Gemeinschaftsarbeiten mit August Derleth veröffentlicht wurden, welche eigentlich alleine aus Derleths Feder stammen.

Bishops Geschichten und vielleicht noch das von Hazel Heald signierte »Aus Äonen« kommen Lovecrafts Standard zuweilen recht nahe, in anderen Fällen hingegen hat man den Eindruck, er verschwendete zu viel Zeit mit mittelmäßigem Fremdmaterial. Trotzdem schöpfte er dadurch womöglich neue Kraft, denn sein eigenes Werk machte weiterhin Fortschritte. »Das Grauen von Dunwich« (1928) ist wahrscheinlich seine bedeutendste Verschmelzung von Science Fiction mit dem Okkulten, während »Der Flüsterer im Dunkeln« (1930) und »Berge des Wahnsinns« (1931) zeigen, wie er näher an die Science Fiction heranrückt. In den beiden letztgenannten Geschichten überwinden Neugier und Forschergeist die Angst. Selbst die Außerirdischen in »Berge des Wahnsinns« sind Wissenschaftler und keineswegs mehr auf unverständliche Art und Weise monströs.

Doch Lovecraft wurde von seinen Selbstzweifeln eingeholt. Er hegte eine solche Abneigung gegen den Gebrauch der Schreibmaschine, dass er »Charles Dexter Ward« niemals wirklich für eine Veröffentlichung vorbereitete. Als »Berge des Wahnsinns« von *Weird Tales* abgelehnt wurde, nahm er dies als Zeichen dafür, dass er als Autor so gut wie am Ende sei. Ich nehme an, Michael Moorcock hatte etwas Derartiges im Sinn, als er behauptete, dass Lovecraft »in eine permanente Abwehrhaltung verfiel«; doch kann das nicht ganz stimmen, denn dann hätte Lovecraft sicherlich mit dem Schreiben aufgehört.

Die eigentliche Wahrheit über einen Schriftsteller findet man in seinem Werk. In seinen letzten Lebensjahren schrieb er mehrere sehr gute Horrorgeschichten – »Schatten über Innsmouth«, »Das Ding auf der Schwelle«, »Jäger der Finsternis« –, doch mit der

besten seiner späten Erzählungen, dem wirklich furchteinflößenden »Der Schatten aus der Zeit«, war er so unzufrieden, dass er das handschriftliche Manuskript auf dem Postweg an Derleth sandte, ohne eine Abschrift zur Sicherheit zu behalten. »Ich bin zutiefst unzufrieden mit dem, was ich schreibe«, schrieb er in einem Brief, »und habe in letzter Zeit mehr vernichtet als aufgehoben.« Im März 1937 starb er nach einem für ihn qualvollen Winter an Darmkrebs. Das Letzte, was er schrieb, waren ein langer, unvollendeter Brief und, ganz der Wissenschaftler, Beobachtungen der eigenen Krankheitssymptome.

Außer den Lesern von *Weird Tales* hätten vielleicht nur wenige Menschen jemals von Lovecraft gehört, wären nicht August Derleth und Donald Wandrei gewesen, die den Verlag Arkham House gründeten, um seine gesammelten Werke zu veröffentlichen, und bewiesen, dass es einen Markt für Horror in gebundenen Ausgaben gab. (Sheldon Jaffreys *Arkham House Companion* gibt einen hervorragenden Überblick über die ersten 50 Jahre der Verlagsgeschichte.) In den 60er Jahren wurden Lovecraft und sein Mythos allmählich weltweit bekannt und es fanden sich viele Nachahmer seines Schaffens – und genau hier liegt das Problem. Man kann sich leicht vormachen, dass man durch das bloße Imitieren mancher offensichtlichen Auswüchse dessen, was Lovecraft verfasste, zu seinen fantasiereichen Errungenschaften beiträgt – mir jedenfalls ging es so, als ich noch ein Teenager war und an meinem ersten Buch schrieb. Allerdings begreift man dabei nicht, worum es eigentlich geht. Seine stilistischen Kunstgriffe – lange Folgen von Adjektiven und Bildern, die ausgedehnten fantastischen Metaphern – gehören in der Regel bereits zum Aufbau der Geschichte. Ohne diese sind sie es nicht wert, dass man sie nachahmt. Oder, wie Fritz Leiber es ausdrückte: Lovecraft bedient sich einer vielstimmigen, fein angepassten Sprache. Als unbedeutendere Schriftsteller wie zum Beispiel ich begannen, den Mythos

weiter auszubauen und das zu schildern, was Lovecraft bloß angedeutet hatte, verwandelten wir den Mythos lediglich in einen weiteren schalen Aufguss dessen, wogegen Lovecraft sich eigentlich gewandt hatte.

Es zeugt von der Potenz von Lovecrafts Werk, dass es jede noch so stümperhafte Nachahmung überstand und auch weiterhin so herausragende (und grundverschiedene) Schriftsteller wie Thomas Ligotti und T. E. D. Klein beeinflusste. In dem Bestreben, Erzählungen zu schreiben, in denen er sowohl sein Talent als auch seine Limitierungen (insbesondere beim Zeichnen der Figuren) bewusst einsetzte, entwickelte er nahezu vollkommene Strukturen für die Horrorstory. Wie im Falle Arthur Machens verleiht seine feste Entschlossenheit, Furcht zu erregen, seinen Erzählungen eine Qualität, die ihresgleichen sucht. Sein Werk vereint die britischen und amerikanischen Traditionen der Horrorliteratur; es vereint das Realistische mit dem Fantastischen, den persönlichen mit dem kosmischen Bereich, das Okkulte und den wissenschaftlichen Ansatz. Kein Wunder, dass man Lovecraft immer wieder lesen kann, weil es bei ihm doch so viel zu entdecken gibt.

Was hätte er wohl von seinem posthumen Ruhm und seinem weitreichenden Einfluss gehalten? Wahrscheinlich hätte er Bedenken gehabt wegen der Art und Weise, in der Schriftsteller wie ich sich seiner ungeheuren Schöpfungen bemächtigten, sie zur okkulten oder wissenschaftlichen Banalität degradierten und nichts mehr der Fantasie des Lesers überließen. Andererseits glaube ich, dass es ihn freuen würde, dass so großartige Schriftsteller wie Ligotti, Klein und Fred Chappell seinem Einfluss erlagen. Was er allerdings davon halten würde, dass seine Erzählungen als Vorlage für Rollenspiele dienen, darüber wage ich nicht zu spekulieren.

In seinem letzten Brief – ehe seine Krankheit ihn endgültig dahinzuraffen begann – beschreibt er, wie auf einem seiner letzten

Ausflüge in einen bis dahin unerforschten Wald nahe Providence »zwei kleine Kätzchen« (Katzen waren seine Lieblingstiere) neben ihm herliefen. Als er nach Sonnenuntergang aus dem Wald heraustrat, verschwanden die Katzen zwischen den Bäumen. Mir gefällt die Vorstellung, dass er in seinen letzten Augenblicken vielleicht davon träumte, auf seiner bevorstehenden »Entdeckungsreise« von ihnen begleitet zu werden. Nachdem er uns Leser so viele Entdeckungsreisen schenkte, ohne gebührend dafür gewürdigt worden zu sein, hat er es verdient, diesen Wunsch erfüllt zu bekommen.

Ramsey Campbell

DIE KAMMER IM SCHLOSS

Kann es sein, dass in jedem von uns ein Überbleibsel einer vergessenen Welt lauert, das uns zu den Wesen hinzieht, die aus fernen Zeitaltern überlebt haben? Bei mir ist das ganz gewiss der Fall, denn es gibt keinen vernünftigen Grund, warum ich an jenem Tag einen Abstecher zu der alten, von Legenden umrankten Ruine auf dem Hügel unternahm. Auch findet sich keine normale Erklärung dafür, dass ausgerechnet ich auf die geheime unterirdische Kammer stieß und die Tür zu dem Grauen öffnete, das ich dort entdeckte.

Bei einem Besuch im Britischen Museum hörte ich zum ersten Mal von der Sage, die eine Erklärung dafür liefert, warum jeder mann einen gewissen Hügel unweit von Brichester meidet. Ich hatte das Museum aufgesucht, weil ich gewisse dort aufbewahrte Bücher benötigte – keinesfalls Bücher zur Dämonologie, sondern äußerst seltene heimatkundliche Folianten über die Geschichte des Severn Valley, in einem Rückblick lebhaft veranschaulicht von einem Geistlichen des 18. Jahrhunderts. Ein Freund, der bei Berkeley in der Gegend von Camside wohnte, hatte mich gebeten, für einen Artikel, der im *Camside Observer* erscheinen sollte, ein paar historische Fakten nachzuschlagen. Da er krank und nicht in der Lage war, in nächster Zeit nach London zu fahren, wollte ich ihn übers Wochenende besuchen. Bei dieser Gelegenheit konnte ich ihm die gewünschten Informationen überbringen. Als ich in der Museumsbibliothek eintraf, hatte ich nur den einen Gedanken, möglichst rasch die erforderlichen Bücher durchzusehen, die passenden Stellen herauszuschreiben und mich dann wieder in den Wagen zu setzen, um direkt vom Museum aus zu meinem Bestimmungsort zu fahren.

Als ich den Saal mit der hohen Decke betrat, in dem die sorgfältig gehüteten Bücher aufbewahrt wurden, teilte mir der Bibliothekar mit, dass die Bände, die ich durchzusehen wünschte, gerade in Gebrauch seien, aber gleich wieder zurückgegeben würden. Ob ich nicht ein Weilchen warten wolle? Ich hatte nicht vor, meine Zeit mit irgendwelchen Geschichtsbüchern totzuschlagen. Stattdessen bat ich den Hüter der Folianten um die Erlaubnis, einen Blick in das einzige Exemplar des *Necronomicon* werfen zu dürfen, welches das Museum besaß und das sonst fast nirgendwo aufzutreiben war. So verbrachte ich über eine Stunde damit, im *Necronomicon* zu lesen, jedenfalls so gut es mir möglich war. Die Hinweise darauf, was womöglich hinter der beschaulichen Fassade der Normalität liegt, beunruhigten mich zutiefst. Und ich gebe offen zu, dass ich mit einem Mal alles für bare Münze nahm, als ich von den fremdartigen Kreaturen las, die, folgt man dem Autor, an den finsternen, gemeinhin gemiedenen Orten dieser Welt lauern. In den düsteren Mythos vertieft, der jene Schrecken aus einer anderen Welt umgibt – den aufgeblähten Cthulhu, den sich jeder Beschreibung entziehenden Shub-Niggurath und den gewaltigen, krötengestaltigen Dagon –, war ich in einem wahren Strudel gefangen. Das Buch hatte mich fast schon von der Existenz dieser Wesen überzeugt, wenn der Bibliothekar, die Arme voller vergilbter Wälzer, mich nicht aus meinen Gedanken gerissen hätte.

Ich gab ihm die Ausgabe des *Necronomicon* zurück. Dieses entsetzliche Buch hatte mich so sehr verstört, dass ich, um sicherzugehen, zusah, wie er es wegschloss. Anschließend wandte ich mich den angeforderten Geschichtsbänden zu und begann, mir anhand der Passagen, an denen mein Freund Interesse geäußert hatte, Notizen zu machen. Dabei kam ich nicht umhin, auch manches zu lesen, das in keinem direkten Zusammenhang mit meiner Materialsuche stand. Beim Überfliegen eines solchen Abschnitts, den ich als nutzlos für mein Thema erachtete, blieb mein Blick an

einer Stelle hängen, die mich irgendwie an das Buch erinnerte, in dem ich zuvor gelesen hatte. Zunächst glaubte ich, meine Aufmerksamkeit kreise immer noch um die Ausübung seltsamer Kulte und habe eine harmlose, wunderliche Ortssage in etwas Abnormes, Verstörendes verwandelt. Doch beim Weiterlesen wurde mir klar, dass es sich in der Tat um eine ziemlich eigenwillige Überlieferung handelte.

»Doch soll niemand der Meinung sein«, schrieb der Geistliche aus Berkeley, »dass *Satan* nicht zuzeiten Ungemach sendet, um die *Gottesfürchtigen* in Furcht zu versetzen. Mir kam zu Ohren, dass Mr. *Norton*, als er noch hier lebte, von schlimmen Schreien und gräulichem Getöse aus den Wäldern heimgesucht wurde. Eines Nachts waren die Trommeln so laut, dass er einen vollen Monat lang seine Felder nicht mehr bestellen konnte. Aber um dem geneigten Leser keine unnötige Last aufzubürden, möchte ich die Schilderung wiedergeben, die mir ein Farmer vor noch nicht einmal zwei Jahren gab.

Eines Nachts war ich auf der Landstraße vor den Toren *Berkeleys* unterwegs. Da begegnete mir Farmer *Cooper*. Er kam aus dem Acker zur Linken, schmutzig anzuschauen und von Angst erfüllt angesichts dessen, was er gesehen. Zunächst sprach er, als sei sein Geist verwirrt, so wie der arme *Tom Cooper*; wenn ihn sein Leiden befällt. Aber ich brachte ihn in die Kirche und im Haus *Gottes* genas sein Geist. Er fragte, ob ich willens sei, mir die gotteslästerliche Vision anzuhören, die ihm begegnet sei, denn er glaubte in der Tat, der Teufel habe einen Dämon entsandt, um ihn vom rechten Weg abzubringen.

Er schwor, er habe einen Fuchs gejagt, der es auf seine Hühner abgesehen hatte, in der Hoffnung, dieser Plage ein Ende zu bereiten. Doch der Fuchs hatte ihn an der Nase herumgeführt und so lange um den Besitz der Farmer *King* und *Cook* gescheucht, bis er ihn aus den Augen verlor. Als er schließlich in die Nähe des

Flusses kam, wandte er sich wieder heimwärts. Als er am Steg über den *Cambrook* angelangte, den er für gewöhnlich auf dem Nachhauseweg benutzte, musste er zu seiner Bestürzung feststellen, dass dieser mitten über dem Wasser zertrümmert war. Also strebte er der Furt an der *Corn Lane* zu. Da erblickte er auf einem Hügel eine Figur von äußerster *Merkwürdigkeit*. Sie schien in einem ständig die Farbe wechselnden Schein zu erglühen, ähnlich einem Kinderspielzeug namens Kaleidoskop. Dem guten Farmer *Cooper* gefiel dies ganz und gar nicht, gleichwohl näherte er sich der Anhöhe und erklimmte sie, bis er dem grauenvollen Ding nahe war. Es bestand aus einem durchsichtigen Mineral. Nichts dergleichen hatte er jemals gesehen. Als ich ihn bat, mir das Äußere zu beschreiben, starrte er mich sonderbar an und sagte, einem guten *Christenmenschen* sei es nicht gestattet, über ein so schlimmes *Monstrum* zu sprechen. Als ich in ihn drängte, dass mich nur völliges Wissen gegen derlei Dämonen wappnen könne, sagte er, es habe wie ein *Zyklop* nur ein Auge gehabt und Scheren wie ein Krebs. Außerdem einen Rüssel wie die Elefanten, die man, wie es heißt, in *Afrika* zu Gesicht bekomme, und lange, schlangengleiche Fortsätze, die ihm nach Art eines Seeungeheuers wie ein Bart vom Gesicht hingen.

Also rief er den *Erlöser* an zum Zeugen, dass *Satan* sich seiner Seele bemächtigt habe. Denn er konnte nicht anders, er musste die Klaue dieses verderblichen Götzenbildes berühren, obgleich, wie er sagte, engelhafte Stimmen ihn zurückzuhalten suchten. Da zog ein riesiger Schatten am Mond vorüber und er sah, obschon fest entschlossen, nicht aufzublicken, einen grässlichen Umriss über den Boden gleiten. Ich glaube nicht, dass er Gott lästerte, als er sagte, der *Himmel* werde mir keinen Schutz mehr bieten, wüsste ich, wie der Schemen ausgesehen hatte. Denn als er jenen schrecklichen Schatten sah, war ihm, als habe *Gott* seine Fürsorge für die Menschen aufgekündigt. Dies war der Augenblick, in dem er dem

Hügel entfloh und durch den *Cambrook* schwamm. Und er beharrte darauf, dass ihm irgendetwas auf seiner Flucht folgte, denn hinter sich vernahm er das Geräusch gewaltiger, über den Boden klappernder Klauen. Doch erneut sprach er seine Gebete, so wie stets, wenn er das Böse fürchtete, und schon bald verklang das Huschen in seinem Rücken. Dergestalt stieß er auf mich, als ich die *Berkeley Road* entlangging.

Ich sagte ihm, er solle nach Hause gehen und sein Weib trösten und beten, dass der *Herr* ihm gegen das Böse beistehe, das der Teufel womöglich plane, um ihn vom rechten Weg abzubringen. In jener Nacht betete ich darum, dass *Satans* schreckliche Machenschaften bald aus meiner Gemeinde verschwinden und der unglückselige Farmer *Cooper* der Hölle entgehen möge.«

Als ich das Ende der Seite erreichte, las ich auf der gegenüberliegenden Seite weiter. Doch rasch wurde mir klar, dass etwas nicht stimmte, denn der nächste Abschnitt handelte von etwas gänzlich anderem. Ein Blick auf die Seitenzahlen zeigte mir, dass die dazwischen liegende Seite fehlte, sodass ich keinen weiteren Hinweis auf jenes fremdartige Götzenbild auf dem Hügel erhielt. Da ich nichts tun konnte, um dies zu beheben – und das Museum ja ohnehin wegen ganz anderer Informationen aufgesucht hatte –, blieb mir nichts anderes übrig, als mich meinen eigentlichen Recherchen zuzuwenden. Allerdings fiel mir ein paar Seiten weiter eine Unregelmäßigkeit an den Seitenrändern auf, und als ich dorthin blätterte, entdeckte ich die fehlende Seite. Mit einem seltsam jubilierenden Gefühl fügte ich sie an der richtigen Stelle ein und nahm die unterbrochene Lektüre wieder auf.

»Doch ist dies nicht das Ende der Geschichte des Farmers *Cooper*. Zwei Wochen darauf suchte Farmer *Norton* mich zutiefst beunruhigt auf und erzählte, die Trommeln draußen im Wald schlugen lauter denn je. Der einzige Trost, den ich ihm zu spenden vermochte, bestand in dem Rat, seine Tür fest zu verschließen und

nach Anzeichen für das Wirken *Satans* Ausschau zu halten. Dann kam *Coopers* Weib zu mir und sagte, ihr Mann sei ganz plötzlich krank geworden. Mit einem entsetzlich anzuhörenden Schrei sei er aufgesprungen und weggerannt, auf den Wald zu. Der Gedanke, Männer in den Wald zu schicken, wo doch die Trommeln so wild schlugen, gefiel mir nicht. Dennoch rief ich einen Trupp Farmer zusammen, um den Wald zu durchkämmen und, nach teuflischen Spuren Ausschau haltend, nach Farmer *Cooper* zu suchen. Dies taten sie, doch schon bald kehrten sie zurück und weckten mich. Sie erzählten mir eine äußerst merkwürdige, grauenvolle Geschichte, weshalb sie nicht vermocht hatten, den armen *Cooper* zurückzubringen, und dass ihn bestimmt der Teufel geholt habe.

Wo der Wald am dichtesten wuchs, vernahmen sie Trommeln zwischen den Bäumen. Voller Angst näherten sie sich dem Getrommel, denn sie wussten, was es bisher stets angekündigt hatte. Als sie auf dessen Ursprung stießen, sahen sie den Farmer *Cooper* vor einer riesigen schwarzen Trommel sitzen. Wie hypnotisiert starrte er ins Leere und hieb wild auf die Trommel ein, so wie man es sich von den Eingeborenen *Afrikas* erzählt. Ein Mann des Suchtrupps, Farmer *King*, machte Anstalten, *Cooper* anzusprechen, doch dann wanderte sein Blick an diesem vorbei und er zeigte den anderen Männern, was er sah. Sie schworen, dass sich hinter *Cooper* ein riesenhaftes Ungeheuer befand, grässlicher noch, als es über die Kröte von *Berkeley* hieß, und von gotteslästerlicher Gestalt. Nach ebendiesem Ungeheuer musste wohl das Abbild auf dem Hügel geformt sein, denn die Männer sahen, dass es irgendwie von spinnenhafter und zugleich krebsartiger Gestalt war, ein wahres Albtraumwesen. Als der gute Farmer *King* den Dämon zwischen den Bäumen erblickte, ergriff er die Flucht, und die anderen folgten ihm. Sie waren noch nicht weit gekommen, da vernahmen sie einen in Todesqualen ausgestoßenen Schrei. Es war die Stimme des Farmers *Cooper*; und einen weiteren Laut,

der wie das Gebrüll einer riesigen Bestie klang, während das Trommeln abrupt aufhörte. Wenige Minuten später hörten sie das Rauschen riesiger Schwingen, ähnlich dem in der Ferne verklingenden Flattern einer Fledermaus. Es gelang ihnen, die *Camside Lane* zu erreichen, bald darauf kehrten sie ins Dorf zurück, um zu berichten, was dem unglücklichen *Cooper* widerfahren war.

Obgleich dies nun zwei Jahre her ist, hege ich nicht die geringsten Zweifel, dass der Dämon noch am Leben ist und durch die Wälder streift, um den Unvorsichtigen aufzulauern. Vielleicht sucht er sogar immer noch das Dorf heim; denn all jene, die bei der Suche nach Farmer *Cooper* dabei waren, träumen seither von dem Ungeheuer. Unlängst starb einer von ihnen, und davor schwor er Stein und Bein, dass irgendetwas durchs Fenster glotze und ihm die Seele aussage. Ich habe keine Ahnung, worum es sich handelt. Ich glaube, es ist ein von *Satan* aus der Hölle entsandter Dämon. Mr. Daniel Jenner jedoch, ein eifriger Leser meiner Bücher über die Geschichte des Landstrichs, meint, es müsse wohl etwas sein, das die Römer hinter einer steinernen Tür in einem Lager fanden, welches schon lange vor ihrer Invasion existiert hatte. Wie dem auch sei, Gebete gegen *Satan* scheinen in diesem Fall keinerlei Wirkung zu zeigen, also muss es sich um ein Wesen handeln, das gänzlich anders beschaffen ist als die Scheusale, die gemeinhin gute christliche Gemeinden heimsuchen. Vielleicht geht es ja zugrunde, wenn meine Herde sich vom Wald fernhält. Aber mir kamen sonderbare Gerüchte zu Ohren, dass Sir *Gilbert Morley*, der vor einigen Jahren in die Nähe von *Severn Ford* zog, sich für fähig halte, mittels der Schwarzen Künste den Teufel zu bezwingen, und es heißt, er hoffe, mithilfe seines gotteslästerlichen Treibens Gewalt über das Ungeheuer in den Wäldern zu erlangen.«

Damit endeten die Verweise auf den Spuk in den Wäldern, doch schien es mir äußerst unwahrscheinlich, dass dies die einzige

diesbezügliche Überlieferung sein sollte. Die abschließende Erwähnung eines Hexenmeisters, der im 18. Jahrhundert versucht hatte, jenes Wesen zu bezwingen, klang für mich wie ein Hinweis auf eine weitere Geschichte über den Fortgang von Morleys Experimenten, und ich konnte ohne Weiteres eine Stunde erübrigen, um nach Hinweisen auf die weiterführende Sage zu suchen. Nehmen Sie jetzt bloß nicht an, ich glaube an erfundene Ungeheuer, nur weil ich im *Necronomicon* geblättert hatte; aber es würde ein schönes Gesprächsthema abgeben, wenn ich meinen Freund in der Gegend von Camside besuchte, und vielleicht könnte ich sogar das Haus Sir Gilbert Morleys aufsuchen, falls irgendetwas von dem Gebäude übrig war – sofern jemand dieses Namens tatsächlich je existiert hatte.

Fest entschlossen, mich auf die Suche nach der Legende zu begeben, die, wie ich annahm, irgendwo festgehalten sein musste, ließ ich mir von dem Bibliothekar alle Bücher heraussuchen, die für mein Anliegen von Interesse sein könnten. Letztendlich umfasste meine Auswahl Wilshires *Das Tal von Berkeley*, Hills *Sagen und Gebräuche des Severn Valley* und Sangsters *Anmerkungen zur Hexerei in Monmouthshire, Gloucestershire und in der Region Berkeley*. Mein ursprüngliches Anliegen war vergessen. Minutiös nahm ich die Bücher unter die Lupe, und bei gewissen Passagen und Illustrationen überlief mich ein Schauer.

Wilshires Band legte ich schon bald beiseite. Abgesehen von den üblichen Erzählungen über weibliche Geistererscheinungen und Mönche, die keinen Frieden finden und nächtens umgehen, waren die einzigen das Übernatürliche streifenden Sagen diejenigen über die Hexe von Berkeley sowie über die Kröte von Berkeley. Letzteres, obschon eine grässliche Geschichte, welche von einer unmenschlichen Monstrosität handelte, die in einem Verlies gefangen gehalten wurde und sich von menschlichen Leichen ernährte, schien mir bei meiner Suche auch nicht weiterzuhelfen.

Die Bücher von Hill und Sangster dagegen waren ergiebiger. Diverse Passagen, mitunter über eine Seite lang, berichteten von eigenartigen Dingen, auf die unbedarfte Reisende rings um den Severn einen flüchtigen Blick erhascht hatten. Dennoch konnte ich mir nicht vorstellen, dass alles, was in der Umgebung existieren sollte, etwas mit meinem gegenwärtigen Unterfangen zu tun hatte. Doch wie der Zufall es wollte, stieß ich in Sangsters Werk auf einen Absatz, der im Grunde nur eine Bezugnahme auf den Fall darstellen konnte, mit dem ich mich gerade befasste. Er begann mit einer fast identischen Schilderung der Ereignisse, von denen ich bereits gelesen hatte, und ging folgendermaßen weiter:

»Der geneigte Leser mag sich fragen, um was für ein Wesen es sich nun wohl handelte, woher es ursprünglich stammte und weshalb es bis dato keinerlei Überlieferung dazu gab. Darauf gibt es wenig präzise Antworten. Bei dem Wesen handelte es sich vermutlich um Byatis, eine Kreatur aus grauer Vorzeit, die als Gottheit verehrt wurde. Der Sage zufolge wurde sie von römischen Soldaten befreit, die in einem befestigten Lager ungewissen Ursprungs, das lange vor der Ankunft der Römer in Britannien errichtet worden war, eine steinerne Tür öffneten. Und weshalb es keine Überlieferungen gibt, die in die Zeit vor Farmer *Coopers* Entdeckung zurückreichen – nun, in der Tat soll es derartige Überlieferungen gegeben haben, allerdings in so verstümmelter Form, dass niemand auf den Gedanken kam, sie mit den späteren Erzählungen in Verbindung zu bringen. Offensichtlich handelte es sich bei der furchteinflößenden Kröte von Berkeley und der Gottheit Byatis um ein und dasselbe Wesen; und in der Tat ähnelt der Körperbau dieser Kreatur, obwohl sie nur ein Auge hat, wenn sie bisweilen den Rüssel einzieht, dem einer Kröte. Darüber, wie es dazu kam, dass sie in jenem Verlies in Berkeley eingekerkert wurde und schließlich ihre Freiheit wiedergewann, schweigt die Sage sich aus. Die Kreatur verfügte über gewisse hypnotische

Kräfte. Womöglich hatte sie jemanden dazu gebracht, ihr die Zellentür zu öffnen, obschon sie diese Fähigkeit wahrscheinlich nur dazu nutzte, ihre Opfer bewegungsunfähig zu machen.

Nach der Begegnung mit dem Farmer wurde sie von einem gewissen Sir Gilbert Morley, dem eine seit Langem unbewohnte normannische Burg außerhalb von Severnford gehörte, aus den Wäldern gerufen. Die Nachbarn mieden besagten Morley bereits seit geraumer Zeit. Es gab keinen besonderen Grund dafür, allerdings hieß es, er habe einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, und den Leuten gefiel nicht, wie sich die Fledermäuse um das Fenster eines gewissen Turmzimmers scharten, und die seltsamen Umrisse, die im Nebel Gestalt annahmen, der sich oft über das Tal legte, mochten sie ebenfalls nicht.

Nun, jedenfalls hatte Morley das Grauen aus den Wäldern aus seinem Schlummer erweckt und es in einen Kellerraum seines weitläufigen Herrenhauses unweit der Landstraße nach Berkeley gesperrt. Von dem Anwesen existiert heute nicht mehr die geringste Spur. Solange er dieses Wesen in seiner Gewalt hatte, vermochte er dessen inhärente kosmische Lebenskraft anzuzapfen und konnte derart mit Cthulhu, Glaaki, Daoloth und Shub-Niggurath kommunizieren.

Es hieß, er locke Reisende auf seinen Landsitz, wo er es so anstellte, dass er sie in die Nähe des Kellers brachte und dort einsperrte. Waren keine Opfer zur Hand, schickte er das Wesen los, um Nahrung zu suchen. Ein-, zweimal verschlug es Leuten, die spät noch nach Hause gingen, vor Schreck die Sprache, als sie Morley hinter einem entsetzlichen geflügelten Wesen durch die Lüfte fliegen sahen. Es dauerte nicht lange, dann war er gezwungen, die Kreatur zu verlegen und in einem verborgenen unterirdischen Gelass des Schlosses einzukerkern; gezwungen, weil dieses Wesen der Legende zufolge *zu groß für den Keller* geworden und unverhältnismäßig gewachsen war, obwohl es

eigentlich gar nicht so viel fraß. Dort blieb es nun tagsüber. Nach Einbruch der Dunkelheit allerdings pflegte Morley die Geheimtür zu öffnen und die Kreatur freizulassen, damit sie sich nach Lust und Laune gütlich tun konnte. Ehe der Morgen dämmerte, kehrte sie immer zurück, und er ebenfalls, um sie wieder einzusperren. War die Tür geschlossen, war es der Kreatur aufgrund eines Siegels verwehrt, umherzustreifen. Eines Tages, nachdem er das Grauen hinter der Tür eingesperrt hatte (dass die Tür verschlossen war, lag auf der Hand, denn keiner der Suchtrupps fand auch nur den geringsten Hinweis auf eine offene Tür), verschwand Morley und kehrte nie wieder zurück. Die Burg, nach der nun niemand mehr sieht, verfällt zusehends, doch anscheinend blieb das geheime Portal unversehrt. Schenkt man der Sage Glauben, lauert Byatis noch immer in jener Geheimkammer, jederzeit bereit, zu erwachen und sich befreien zu lassen, sollte jemand das verborgene Schloss öffnen.«

Dies las ich in Sangsters Buch. Bevor ich fortfuhr, bat ich den Bibliothekar, in den diversen Büchern in dem verschlossenen Schrank nach Angaben über das Wesen namens Byatis zu suchen. Schließlich förderte er in Prinns *De Vermis Mysteriis* folgende Entdeckung zutage:

»Byatis, der Schlangenbärtige, Gott der Vergessenheit, kam mit den Großen Alten von den Sternen, herbeigerufen von den Huldigungen, die man seinem Abbild erwies, welches Die-in-der-Tiefe-wohnen auf die Erde gebracht hatten. Er wird heraufbeschworen, indem ein lebendes Wesen sein Abbild berührt. Sein Blick benebelt den Geist; und es heißt, dass, wer ihm ins Auge blickt, gezwungen ist, ihm geradewegs in die Klauen zu laufen. Er tut sich an denjenigen gütlich, die sich in seine Nähe verirren, und entzieht denen, die er frisst, einen Teil ihrer Lebenskraft, sodass er noch gewaltiger wird.«

Dies las ich in Ludwig Prinns Darstellung grauenerregender

Blasphemien. Kaum war ich sicher, dass in dem Buch nichts weiter über Byatis zu finden sei, klappte ich es zu und gab es dem Bibliothekar zurück. Zudem war dies auch der letzte Hinweis auf jenes entsetzliche Rätsel, den ich in den von mir ausgewählten Bänden zu finden vermochte. Also gab ich sie ebenfalls wieder zurück. Zufällig fiel mein Blick in jenem Moment auf die Wanduhr und ich stellte fest, dass ich weit mehr als die veranschlagte Zeit für meine Recherchen gebraucht hatte. Ich wandte mich wieder dem ursprünglichen Band meines Geistlichen aus Berkeley zu, notierte rasch die Punkte, die mein Freund mir aufgetragen und die ich noch nicht herausgeschrieben hatte, und verließ das Museum.

Es war gegen Mittag und ich hatte vor, vom Museum direkt nach Camside zu fahren, um noch bei Tageslicht so weit wie möglich zu kommen. Ich legte mein Notizbuch ins Handschuhfach, ließ den Motor an und fädelt mich in den Verkehr ein. Es herrschte starker Gegenverkehr, aber in meine Richtung fuhren nur wenige Fahrzeuge. Dennoch dauerte es eine Weile, bis ich die Randbezirke Londons erreichte. Danach fuhr ich weiter, ohne groß auf die Landschaft zu achten, die an der Windschutzscheibe vorüberflog. Ich merkte nicht, dass es allmählich dunkel wurde, bis mir beim Verlassen eines am Straßenrand gelegenen Cafés, in dem ich kurz etwas gegessen hatte, klar wurde, dass die Nacht angebrochen war. Nach meiner Rastpause bestand die Landschaft, die nun an mir vorüberrauschte, nur noch aus zwei gelben, vor mir über die Straße huschenden Lichtkegeln, die in den Kurven über die Hecken am Straßenrand glitten. Doch je näher ich Berkeley kam, desto mehr quälte mich der Gedanke an die unheiligen Riten, die in alten Zeiten in dieser Gegend praktiziert worden waren.

Als ich durch Berkeley fuhr, kamen mir die grässlichen Geschichten in den Sinn, die man sich über die Stadt erzählte – über das schuppige, aufgedunsene, krötenhafte Ungeheuer, das in

einem Verlies gehalten wurde, und über die Hexe von Berkeley, von deren Sarg sich auf unerklärliche Weise die Ketten lösten, ehe ihr Leichnam herausstieg. Natürlich handelte es sich um nichts weiter als abergläubische Hirngespinnste, und im Grunde beunruhigten sie mich auch nicht, mochten die Bücher, die ich am Nachmittag gelesen hatte, sie auch noch so glaubhaft schildern. Doch was ich nun im Licht der Scheinwerfer sah, schwarze, im Dunkeln liegende Häuser mit feuchten Gemäuern, an denen der Putz abblätterte, wirkte nicht gerade beruhigend.

Als ich schließlich in die Zufahrt zum Haus meines Freundes einbog, war er zur Stelle, um mich mit einer Taschenlampe einzuweisen, denn meine Scheinwerfer hatten zwischen Camside und Brichester den Geist aufgegeben. Während er mich ins Haus führte, meinte er, ohne Licht müsse die letzte Wegstrecke durch die Straßen und Gassen wohl ziemlich schwierig gewesen sein, was ich nur bejahen konnte. Es war schon recht spät – ich hatte viel früher ankommen wollen, doch die unverhofften Nachforschungen im Museum hatten eine Weile gedauert – und nach einem Imbiss zog ich mich in mein Zimmer zurück, um Schlaf zu finden und mich von den Nachwirkungen des doch recht hektischen Tages zu erholen.

Am nächsten Morgen holte ich das Notizbuch mit den Informationen, die ich im Museum besorgt hatte, aus dem Wagen. Dies erinnerte mich wieder an mein Vorhaben, die Ruine von Morleys Schloss aufzusuchen. Mein Freund konnte sich zwar im Haus bewegen, war jedoch noch nicht in der Lage, es für längere Zeit zu verlassen; und da er an jenem Nachmittag an seinem in Kürze erscheinenden Artikel arbeiten wollte, ergab sich für mich die Gelegenheit, das Schloss ausfindig zu machen. Nachdem ich ihm das Notizbuch gegeben hatte, erwähnte ich beiläufig, dass ich nach dem Mittagessen vorhatte, einen Spaziergang in der Umgebung zu unternehmen, und fragte ihn, ob er mir irgendwelche

Örtlichkeiten empfehlen könne, die mich vielleicht interessieren würden.

»Du könntest runter nach Berkeley fahren und dort deinen Spaziergang machen«, schlug er vor. »Dort gibt es jede Menge Überbleibsel aus früheren Zeiten – allerdings würde ich nicht zu lange bleiben, wegen des Nebels. Heute Nacht dürfte es richtig neblig werden, und der Nebel hier ist wirklich schlimm – ich jedenfalls hätte keine Lust, in so einer Suppe, wie wir sie hier kriegen, Auto zu fahren.«

»Ich hatte mir gedacht«, meinte ich vorsichtig, »ich könnte über nach Severnford fahren und schauen, ob ich das Schloss finde, von dem es heißt, ein Hexenmeister hätte dort einst seinen Spiritus familiaris eingesperrt. Vielleicht weißt du ja, wo es liegt? Es gehörte einem Mann namens Morley – Sir Gilbert Morley, der anscheinend einen Pakt mit dem Teufel oder dergleichen geschlossen hatte.«

Er schien regelrecht schockiert und wirkte merkwürdig verstört, als ich diese Örtlichkeit erwähnte. »Hör zu, Parry«, sagte er, »ich glaube, von diesem Morley habe ich schon gehört – es gibt eine grässliche Geschichte, die ihn mit neugeborenen Kindern in Verbindung bringt, welche im 18. Jahrhundert hier in der Gegend verschwanden. Aber ich möchte lieber nicht weiter von ihm sprechen. Wenn man eine Zeit lang hier wohnt und mitbekommt, wie in gewissen Nächten alle ihre Türen versperren und unter den Fenstern Zeichen in die Erde ritzen, weil es heißt, in jenen Nächten gehe der Teufel um – und wenn man selber *gehört hat*, wie etwas übers Haus fliegt, *obwohl gar nichts zu sehen ist* –, dann hat man kein Interesse mehr daran, solchen Dingen nachzuspüren. Wir haben eine Haushaltshilfe, die an diese Dinge glaubt. Sie ritzt immer diese Zeichen in die Erde unter unseren Fenstern – ich gehe mal davon aus, deshalb fliegt das Wesen immer über uns hinweg. Aber selbst unter diesem Schutz, unter dem ich wohl

stehe, würde ich nie versuchen, einen Ort ausfindig zu machen, der von Hexerei verseucht ist.«

»Großer Gott, Scott!«, entgegnete ich – lachend zwar, aber doch einigermaßen beunruhigt darüber, wie sehr er sich verändert hatte, seitdem er aufs Land gezogen war. »Du glaubst doch nicht im Ernst, dass diese Sternsymbole, die man hier allenthalben sieht, irgendeine Wirkung haben, sei es nun zum Guten oder zum Schlechten? Nun, wenn du so versessen darauf bist, mir den Hals zu retten, muss ich eben jemanden aus dem Dorf fragen – ich kann mir nicht vorstellen, dass die Dorfbewohner einen so deplatzierten Beschützerinstinkt haben wie du anscheinend.«

Scott zeigte sich unbeeindruckt. »Du weißt, dass ich früher genauso skeptisch war wie du«, rief er mir in Erinnerung. »Begreifst du denn nicht, dass etwas wirklich Einschneidendes passiert sein muss, wenn meine Einstellung sich derart geändert hat? Um Himmels willen, glaub mir – suche auf keinen Fall nach etwas, das dich eines Besseren belehrt!«

»Ich wiederhole«, sagte ich, verärgert darüber, dass der angenehme Nachmittag, den ich im Sinn hatte, einen Streit provozierte, »ich brauche bloß jemanden aus dem Dorf zu fragen.«

»Schon gut, schon *gut*«, unterbrach mich Scott gereizt. »Am Rand von Severnford gibt es tatsächlich ein Schloss, das einst Morley gehört haben soll. Er soll dort eine Art Ungeheuer beherbergt haben. Anscheinend ging er eines Tages weg, als es eingesperrt war, und kehrte nie zurück, um es herauszulassen – ich glaube, dass ihn irgendein Elementargeist, den er heraufbeschwor, geholt hat. Man erzählt sich, das Ungeheuer warte immer noch auf einen Dummkopf, der auf der Suche nach Ärger des Weges kommt und es freilässt.«

Mir entging keineswegs, was er mit letzterer Bemerkung meinte. »Wie gelangt man von Severnford aus zu dem Schloss?«, wollte ich wissen.